pedocs
Open Access Erziehungswissenschaften

DIPF

Neumann, Dieter

Ein Klassiker der Pädagogik in evolutionärer Perspektive: Eduard Sprangers "Lebensformen" im Lichte der modernen Biologie

Zeitschrift für Pädagogik 48 (2002) 5, S. 720-740

urn:nbn:de:0111-opus-38581

in Kooperation mit / in cooperation with:

BELTZ

http://www.beltz.de

Nutzungsbedingungen / conditions of use

Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

It is granted a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document.
This document is solely intended for your personal, non-commercial use. Use of this document does not include any transfer of property rights and it is conditional to the following limitations: All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.
By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Kontakt / Contact:

peDOCS
Deutsches Institut für Internationale Pädagogische Forschung (DIPF)
Mitglied der Leibniz-Gemeinschaft
Informationszentrum (IZ) Bildung
Schloßstr. 29, D-60486 Frankfurt am Main
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

ZEITSCHRIFT FÜR PÄDAGOGIK
Jahrgang 48 – Heft 5
September/Oktober 2002

Inhaltsverzeichnis

Thementeil: Evolutionäre Pädagogik

Annette Scheunpflug
Evolutionäre Pädagogik. Einführung in den Thementeil 649

Alfred K. Treml
Evolutionäre Pädagogik – Umrisse eines Paradigmenwechsels 652

Karl Ernst Nipkow
Möglichkeiten und Grenzen eines evolutionären Paradigmas
in der Erziehungswissenschaft 670

Eckart Voland/Renate Voland
Erziehung in einer biologisch determinierten Welt –
Herausforderung für die Theoriebildung einer evolutionären
Pädagogik aus biologischer Perspektive 690

Nicole Becker
Perspektiven einer Rezeption neurowissenschaftlicher
Erkenntnisse in der Erziehungswissenschaft 707

Dieter Neumann
Ein Klassiker der Pädagogik in evolutionärer Perspektive:
Eduard Sprangers „Lebensformen“ im Lichte der modernen
Biologie 720

Allgemeiner Teil

Karl-Heinz Arnold
Schulentwicklung durch Rückmeldung der Lernwirksamkeit
an die Einzelschule: Möglichkeiten und Grenzen der
Schuleffizienzforschung 741

Ulrich Frick/Maria Kurz-Adam/Michael Köhler
Die Ziele der stationären Jugendhilfe – eine Typologie fachlicher Ziele und Zuweisungsmuster in der Hilfeplanung des Jugendamtes 765

Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG)
Stellungnahme zur strukturellen Stärkung der empirischen Bildungsforschung. Ausschreibung von Forschungsgruppen in der Empirischen Bildungsforschung 786

Besprechungen

Heinz-Elmar Tenorth
Erhard Wiersing (Hrsg.): Humanismus und Menschenbildung. Zu Geschichte, Gegenwart und Zukunft der bildenden Begegnung der Europäer mit der Kultur der Griechen und Römer
Notker Hammerstein: Res publica litteraria. Ausgewählte Aufsätze zur frühneuzeitlichen Bildungs-, Wissenschafts- und Universitätsgeschichte 799

Wolfgang Keim
Barbara Feller/Wolfgang Feller: Die Adolf-Hitler-Schulen. Pädagogische Provinz versus Ideologische Zuchtanstalt 804

Peter Faulstich
Frank Achtenhagen/Wolfgang Lempert (Hrsg.): Lebenslanges Lernen im Beruf. Eine Grundlegung im Kindes- und Jugendalter. 5 Bände 808

Dokumentation

Pädagogische Neuerscheinungen 813

Content

Topic: Evolutionary Pedagogics

Annette Scheunpflug
Evolutionary Pedagogics – An introduction 649

Alfred K. Treml
Evolutionary Pedagogics – Outlines of a change in paradigm 652

Karl Ernst Nipkow
Possibilities and Limits of an Evolutionary Paradigm
in Educational Science 670

Eckart Voland/Renatet Voland
Education in a Biologically Determined World – A challenge for
a theory of evolutionary pedagogics from a biological point of view ... 690

Nicole Becker
Perspectives of an Integration of Neuro-Scientific Findings
into Educational Science 707

Dieter Neumann
A Classic of Pedagogics from an Evolutionary Perspective:
Eduard Spranger's "Forms of Life" in the light of modern biology 720

Articles

Karl-Heinz Arnold
School Development through Feedback on the Effectiveness
of Learning at the Individual School: Possibilities and limits
of school effectiveness research 741

Ulrich Frick/Maria Kurz-Adam/Michael Köhler
The Aims of Stationary Youth Welfare Work –
A typology of subject-related objectives and allocation patterns
in the planning of support by the youth welfare office 765

Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG)
Developing Empirical Educational Research. Announcement of Research Groups in Empirical Educational Research 786

Book Reviews 799

New Books 813

Dieter Neumann

Ein Klassiker der Pädagogik in evolutionärer Perspektive: Eduard Sprangers „Lebensformen“ im Lichte der modernen Biologie

Zusammenfassung: *In diesem Beitrag werden Eduard Sprangers „Lebensformen“ vor dem Hintergrund von Erkenntnissen der modernen Biologie interpretiert. Der Verfasser zeigt, inwieweit Sprangers Diagnose unterschiedlicher Menschentypen, die durch äußere Einflüsse in ihren Eigenschaftsmerkmalen kaum zu beeinflussen sind, mit Forschungshypothesen heutiger biowissenschaftlicher Forschung übereinstimmt.*

1. Naturwissenschaftliche Aufklärung und Lebensphilosphie

Der Ausgang des 19. und der Beginn des 20. Jahrhunderts sind durch die Tendenz einer Abwehr des Autoritätsanspruchs eines naturwissenschaftlich-mechanistischen Weltbildes gekennzeichnet. Der Gegenschlag beruft sich auf das ‚dynamische Leben‘ und räumt dem intuitiv Schöpferischen und dem inneren Gefühl einen überlegenen Stellenwert ein; beides Größen, die sich wissenschaftlichen Exaktheitsansprüchen entziehen und sich nur einer ganzheitlichen, organischen Betrachtung öffnen.

Die Wendung hat erkennbar neuromantische Züge und führt zu einer Umorientierung vom Mechanismus zum Vitalismus und damit zu einer Schwächung rationalistischer Vorstellungen. An deren Stelle tritt die Ansicht über eine prinzipielle Unerforschbarkeit tieferliegender Schichten des menschlichen Gefühls- und Seelenlebens. Diltheys Einspruch gegen den naturwissenschaftlichen Erklärungsversuch der geistig-seelischen Seite des Menschen wird von der Anerkennung der Existenz nichtmaterieller Lebenskräfte mit teleologischen Prämissen getragen. Der von ihm reklamierte eigenständige Bereich ‚verstehender‘ Geisteswissenschaften bettet die pädagogische Theorie in den sich wandelnden Strom der Geschichte und schneidet sie auf diese Weise von Darwinschen Erklärungsprinzipien ab. Als Problem erscheint dabei nicht einmal so sehr der allgemeine Evolutionsgedanke, sondern der darauf basierende konkrete biophysiologische Versuch zur Entzauberung metaphysischer Vorstellungen von Geist und Seele (vgl. Neumann 1999, S. 923).

Die Absage an eine induktivistische Forschungslogik und die Hinwendung zur ganzheitlichen Betrachtung führt zu einer Blüte von Typologien und Charakterologien, die dem Leben Struktur verleihen, ohne dabei den letzten Ursachen für solche Phänomene auf den Grund gehen zu wollen.

Eduard Spranger, der in seinem systematischen Hauptwerk „Lebensformen“ aus dem Jahre 1914 ebenfalls Grundformen des individuellen Seins im „Relief des Lebens“ erkennen will, versucht das von Gadamer als Zweideutigkeit diagnostizierte Schwanken Diltheys zwischen lebensphilosophischer Interpretation von Wirklichkeit und damit verbundener Anerkennung ihrer nur begrenzt möglichen Entschlüsselung sowie dem gleichzeitig erhobenen Anspruch auf objektive Erkenntnis zu überwinden, indem er die menschliche Natur als ein Paradoxon bestimmt (vgl. Gadamer 1972, S. 224): Dieses ist durch weltliche und metaphysische Bedürfnisse geprägt und entzieht sich so einer Erfassung im Sinne des naturwissenschaftlichen Erkenntnisideals. Die Vielschichtigkeit der menschlichen Natur zeigt sich in der Verwobenheit von Körperlichkeit und Geist und kann deshalb nur einem Erklärungskonzept ausgesetzt werden, das eine Antinomik von wissenschaftlicher und religiös-metaphysischer Begründung zulässt (vgl. Spranger 1950, S. 310).

Der pädagogischen Theorie wird eine lebensorientierende Funktion und nicht die einer reinen Erkenntnisaufgabe zuerkannt, weshalb sich eine Trennung zwischen Innenweltreflexion und Außenwelterkenntnis verbietet. Ausgeschlossen wird so auch der Versuch einer biologischen Klärung über Funktion und physiologische Grundlagen von Gefühl und Verstand.

Die entscheidende Frage, ob ein solcher Versuch aus ethischen Orientierungsgründen nur unterlassen werden sollte oder aus erkenntnistheoretischen Gründen nicht gelingen kann, wird von Spranger nicht klar beantwortet. Dort, wo er vor der „unbarmherzigen“ und „unmenschlichen“ Aufklärungskraft der Wissenschaften warnt, weil diese zu den menschlichen Gefühlslagen und Selbstansprüchen in Kontrast geraten muss, scheint sich die These von der Undurchdringlichkeit der menschlichen Natur aufzulösen und einem Gebot der Unterlassung zu weichen (vgl. Spranger 1950, S. 316).

Wenn man die lebensphilosophische Wendung im Ausgang des 19. Jahrhunderts als Abwehr einer sich drohend nähernden wissenschaftlichen Selbstaufklärung verstehen will, kann die These über die Nichtenträtselbarkeit des menschlichen Bewusstseins, so wie sie in du Bois-Reymonds bekannter „Ignoramus-Ignorabimus“ Rede 1872 verkündet wird, mehr einem Gefühl von Bangen und Hoffen als einer Gewissheit entspringen.

2. Zur Anthropologie Sprangers

Dass die Deutung des Menschen größten Währungsschwankungen ausgesetzt ist, sie reicht vom „armseligen Tier“ bis zum „Ebenbild Gottes“, versucht Spranger durch Anlehnung an N. Hartmanns Schichtenmodell zu erklären. Doch das will nicht recht gelingen. Das Entwicklungsmodell anerkennt eine

gattungsgeschichtlich niedere Entwicklungsstufe, auf der sich die menschlichen Antriebsmotive auf Selbsterhaltung beschränken. Die „Seele“ ist hier noch etwas rein Biologisches und erst auf einer entwicklungsgeschichtlich höheren Stufe übernimmt sie objektive Wertgehalte und gewinnt einen metaphysischen Bezug, ohne dass die niederen Motive dabei ganz verschwinden (vgl. Spranger 1914, S. 14). Bildlich ausgedrückt hätten wir es bei dem kultivierten Menschen dann mit einer Art zweistöckigem Wesen zu tun, dessen Erdgeschoss von rein biologischen Gesetzen bestimmt wird, während im oberen Stockwerk überwiegend Geist und Vernunft regieren. Metzger spricht aus der Sicht der experimentellen Psychologie von einem „monströsen Menschenbild“ (Metzger 1950, S. 34), wird dabei aber Spranger nicht gerecht, denn dieser korrigiert das Bild noch einmal durch und betont, dass auch der menschliche Verstand letztlich erd- oder naturverbunden bleibt (vgl. Spranger 1950, S. 311). Übrig bleibt die Deutung eines Wesens, das von verschiedenen Gesetzlichkeiten beherrscht wird, die in Gestalt von engeren und weiteren konzentrischen Kreisen das Individuum bestimmen. Die Kreisläufe sind allerdings nicht getrennt zu denken, sondern sind miteinander „verwickelt“ und so wird eingeräumt, dass auch der engste Kreis, der „biologische Triebbereich“ mit seinen „Restbeständen“, bis in das „reflektierende Bewusstsein“ hineinragt (vgl. Spranger 1914, S. 99f.).

Bis auf den ausgegrenzten Bezirk des höheren Selbst lässt Spranger den Umgang mit „weltlichen Hypothesen“ aus dem Bereich der empirischen Wissenschaften zu. Er bekennt sich ausdrücklich zu den Bestrebungen der experimentellen Gestaltpsychologie und anderen Formen einer auf anatomische und psychische Tatsachen gerichteten physiologischen Psychologie, die allerdings nicht mit einer Psychologie zusammenfallen, „die das Seelische in seiner Beziehung auf den Geist erforscht“ (Spranger 1914, S. 19).

Die Substanz des religiösen Glaubens in Form der christlichen Dogmatik wird als moralstabilisierende Macht für unverzichtbar gehalten. Sie soll die Kraft bilden, die das „Gewissen“ beeindruckt und die die niederen, egoistischen Beweggründe in Schranken halten soll. Von Überwindung kann, wie auch im religiösen Deutungsrahmen, keine Rede sein. Groß ist deshalb die Distanz Sprangers zu idealistischen und finalistischen Aufklärungserwartungen und tief die Skepsis gegen die fantastische Selbstüberschätzung, die sich das philosophische Denken eines Fichte oder Hegel für seine Rolle in der Wirklichkeit anmaßt. Misslingende Utopierealisierung darf nur nicht durch Hoffnungslosigkeit begleitet werden, weshalb der religiöse Glaube gegen eine Form der Wissenschaftlichkeit in Stellung gebracht wird, die eine solche Hoffnungslosigkeit beglaubigen könnte. Der Mensch, diagnostiziert Spranger, ist primär kein erkenntnisbedürftiges, sondern ein liebesbedürftiges Wesen und kommt damit fast zu demselben Schluss wie Konrad Lorenz, der

formulierte, dass es im Leben nicht primär um Wahrheit, sondern um Überleben geht.

Behauptungen über eine moralstabilisierende Kraft des Glaubens sind heute in den wissenschaftlichen Diskurs zurückgekehrt. Die von rationalistischen Moralphilosophen und Pädagogen behauptete Ausschließlichkeit einer Verbindung zwischen Verstand und Verhalten ist kaum mehr haltbar, weil ihr Beobachtung und Experiment widersprechen. So hält etwa Kolakowski eine kulturelle Reproduktion von moralischen Gefühlen ohne Bewahrung des „Heiligen“ nicht für möglich. Der Idee von der Existenz eines natürlichen moralischen Gefühls misstrauend, behauptet er die Verflüchtigung jeden Schuldbewusstseins in einer völlig säkularisierten Gesellschaft (vgl. Kolakowski 1981). Für die Erziehungswissenschaft formuliert Brezinka: Die Bedeutung religiöser Wertorientierung, einschließlich gelebter religiöser Lebensgemeinschaften, ist durch die auf Natur und Verstand vertrauenden weltlichen Pädagogen völlig unterschätzt worden (vgl. Brezinka 1999, S. 135).

Die Dilthey-Schule glaubte die Psychologie vom Menschen auf Interpretation von Erfahrung im Sinne einleuchtender Deutung beschränken zu können. Dabei ist es fast zwangsläufig zu unterschiedlichen Ausdeutungen gekommen. Obwohl diese Denkungsart in gängigen Charakterisierungen in großer Nähe zur „Historischen Schule“ angesiedelt wird, sieht Spranger den Ausgangspunkt für die Entwicklung von Lebens- und Kulturphänomenen eindeutig im einzelnen Subjekt. Theodor Litt, der gleichfalls dieser Richtung zugeordnet wird, argumentiert völlig entgegengesetzt: Nicht die Gesamtdisposition des Individuums begrenzt die kulturellen und historischen Spielräume, sondern es sind die formgebenden kulturellen Wertgehalte, die das in seinen Möglichkeiten völlig offene Individuum prägen und einschränken (vgl. Litt 1921, S. 294).

Die deutende Erfassung von Wirklichkeitsstrukturen, wie Spranger sie in seinen „Lebensformen“ als Passungen zwischen individuellen Grundformen des Menschen und den großen Kulturbereichen des Lebens beschreibt, basiert auf der Annahme naturkonstanter Charaktertypen, deren jeweilige Ausprägungen das Muster des Lebens gestalten.

Eine biologische Theoretisierung wird aus Gründen der anthropologischen Paradoxiebestimmung wohl absichtsvoll vermieden und damit auch die Frage nach dem Schöpfungs- oder Entwicklungsprozess, dem sich das ‚Grundgerüst des Geistes‘ verdankt. Ein a priori oder a posteriori wird nicht weiter thematisiert und doch klingen die gewählten Deutungen dem evolutionsbiologisch geschulten Ohr vertraut: Spranger spricht von „immanenten Triebkräften“, die „gleichsam instinktiv“ die Gesetze des Verhaltens steuern. Er nennt sie auch „eingehüllte Rationalitäten“ und sieht in ihnen „Grund-

akte“ des menschlichen Verhaltens, auf denen die Grundstatik im Richtungsverlauf der kulturellen Entwicklung beruht.

Der Mensch ist „nicht ein Chaos wechselnder Tendenzen“, sondern ein jedes Einzelsubjekt ist Träger von konstanten Verhaltensweisen, die „Kausalgesetzlichkeiten“ gehorchen und die erfasst und dargestellt werden können „ohne Rücksicht auf historische und geographische Besonderheiten“ (vgl. Spranger 1914, S. 31, 33f., 70). Schließlich folgt eine Empfehlung, die in ihrem Kerngehalt mit den aktuellen Hinweisen der Evolutionsbiologen an die environmentalistisch ausgerichteten Sozialwissenschaften übereinstimmt: „Man muss sich daran gewöhnen, aus der rauschenden Symphonie des Lebens die begrenzte Anzahl an Leitmotiven herauszuhören, aus denen sie zusammengewoben ist“ (ebd., S. 33).

Konfrontiert mit den Erkenntnissen der modernen Biologie zeigen sich deutliche Parallelitäten. Sprangers Einsichten und die der evolutionsbiologischen Theorie befinden sich unverkennbar in der gleichen Spur: Unser kulturelles Umfeld ist ein Produkt unserer Natur und nicht das Ergebnis ihres Nichtvorhandenseins.

Die lange gültige gruppenselektionistische Erklärungslogik, die auch bei Darwin noch eine gewichtige Rolle spielte, musste unter dem Druck empirischer Daten der soziobiologisch/sozioökologischen Ansicht weichen, dass der evolutionäre Selektionsprozess am Individuum und nicht an der Gruppe oder der Art ansetzt. Konkret: Die Subjekte sind Träger genetischer Programme, die verhaltenssteuernd wirken und die zur Ausformung basaler Kulturformen führen. Es sind die in der biologischen Evolution erzeugten genetischen Bedingungen der Spezies, die die gesellschaftlichen Strukturen und Kulturen des Menschen bestimmen und eingrenzen. Die Kultureinheiten bleiben relativ konstant, besitzen universellen Charakter und zeigen sich gegenüber historischen Einflüssen weitgehend immun. Der Genotypus limitiert die Kapazität und die Funktion der Sinnesorgane, strukturiert und begrenzt das Feld der Emotionen und Antriebe, wodurch das Verhalten bereits in bestimmte Bahnen gelenkt wird. Eine ganz spezielle und in der Evolutionsgeschichte des Menschen seit rund zwanzigtausend Jahren unveränderte Ausstattung mit Hirnstrukturen, Nervenkapazitäten, hormonellen Steuerungen und Wahrnehmungsorganen erlaubt dem Lernen und damit der kulturellen Differenzierung lediglich bestimmte und nicht unbegrenzte Optionen.

Die stammesgeschichtlich erworbene Genetik der ganzen Art ist zu unterscheiden von den im Vergleich dazu leicht variierenden Genausstattungen des einzelnen Individuums, die für Typologien von Bedeutung sind. In welcher Form und in welchem Umfang es zu einer „Ko-Evolution“ von Genen und Kultur kommt, ist noch umstritten, weil weitgehend ungeklärt (vgl. Wilson/Lumsden 1981).

Hier verläuft die Auseinandersetzung zwischen der stärker deterministisch ausgerichteten Soziobiologie, die auch beim Menschen von einer kurzen Leine zwischen Genausstattung und Verhalten ausgeht, und Evolutionsbiologen wie Jay Gould und M.R. Rose, die auf einer Diskontinuität zwischen tierlichem und menschlichem Verhalten beharren, weil sie den Erklärungswert soziobiologischer Konzepte für Objekte mit intellektueller Komplexität für eher gering halten. Der Haupteinwand: Zwar ist der strukturelle Aufbau des menschlichen Gehirns das Ergebnis eines evolutionären Vorgangs, aber die Verfeinerung von Intelligenz und damit die Stärkung des Merkmals Flexibilität unterliegt nicht mehr den Vorgängen von natürlicher Selektion und Anpassung. Die Spekulation ist nicht datengeschützt, weil es sich auch um Schlussfolgerungen aus der im Vergleich zu anderen Lebewesen erstaunlich geringen Genausstattung des Menschen handelt. Für die Ausbildung differenzierter Merkmale werden polygene Wirkungen und postgenetische Faktoren verantwortlich gemacht, die uns von einer direkten genetischen Steuerung ein Stück weit befreien (vgl. Rose 2001, S. 235; Gould 1983).

Im Grunde geht es in der Diskussion um einen Schwankungsbereich: Die Soziobiologen gehen von schmalen Variationsbreiten aus und sehen ein spezifisches Verhalten als Ergebnis einer spezifischen Genausstattung, während die Kritiker weite Variationsbreiten auf der Basis einiger weniger genetischer Tiefenstrukturen behaupten (vgl. Sommer 2000, S. 22).

Für die Soziobiologie ist die Spezifik einer Kultur Ausdruck einer mehr oder weniger komplexen Anpassungsleistung zwecks optimaler Durchsetzung des genetischen Programms. Zwischen menschlichen und tierischen Gesellschaftsformen sehen sie deshalb keine prinzipiellen, sondern nur graduelle Unterschiede. Tatsächlich haben die Beobachtungen der Ethologen und die Berechnungen der Sozioökonomie gezeigt, dass die ja zum Teil erheblichen Variationen im Sozialverhalten tierischer Populationen, dass also die Komplexität der sozialen Organisation einer Spezies, sich aus Anpassungsleistungen an besondere Umweltbedingungen ergeben, die die Durchsetzung des genetischen Programms verbessern helfen (vgl. Wickler/Seibt 1991; Sommer 1992).

Demgegenüber ist festzuhalten, dass experimentelle Forschungen über das menschliche Sozialverhalten durchgehend zu Resultaten geführt haben, die gegen weite Variationsbreiten sprechen, weil sie die Existenz enger Grundmuster bestätigen. Insbesondere im Bereich der Altruismusforschung, dem Feld des moralischen Handelns, hat sich gezeigt, dass der von Piaget und Kohlberg behauptete Zusammenhang zwischen logischem Denkvermögen, moralischer Urteilsfähigkeit und tatsächlichem moralischen Handeln kaum existiert. Sind die Untersuchungsbedingungen nur raffiniert genug, spielt der Faktor Intelligenzausstattung so gut wie keine Rolle mehr (vgl. Neumann

2002; Kohlberg 2000, S. 43). Das gleiche ergibt sich auch aus Beobachtungen über das Territorialverhalten, Nepotismus, sexuelle Bindungsformen und Infantizid. Der Verstand macht nur Strategien und Verhaltensformen komplexer; das Grundmotiv verändert er nicht.

Sprangers „Lebensformen" sind Ausdruck einer erkennbaren Grundstatik der menschlichen Kultur, deren Gegebenheiten ursächlich auf Eigenschaften der menschlichen Natur zurückgeführt werden. Seine Typologie hat ein Gesamtbild menschlicher Möglichkeiten zur Voraussetzung und verfeinert es auf der individuellen, der ontogenetischen Ebene. Die unterschiedlichen Eigenschaften und Motivlagen von Individuen finden ihre Entsprechung in Lebensgebieten, die, in systemtheoretischer Manier gegliedert, von theoretischen, ästhetischen, ökonomischen, machtpolitischen, religiösen und sozialen Menschentypen geprägt werden. Behauptet wird also nicht nur eine Grundkonstanz des ganzen Geschlechts, sondern auch die einzelner Individuen, eine Ansicht, die allen Typologien zugrunde liegt und die allen tabula rasa Annahmen widerspricht.

In dem „sozialen Typus" erblickt Spranger die „Erziehernaturen", ausgestattet mit einem Wesenskern und einer Gefühlsdisposition, die sich Lehr- und Lernprozessen entziehen. Mit dem „geborenen Erzieher" lieferte Spranger der Pädagogik eine ihrer umstrittensten theoretischen Figuren, gegen die von Anfang an Front gemacht wurde, früh schon von den Lehrerverbänden, die die These über angeborene Anlagen mit der pragmatischen Frage zurückwiesen, was man denn mit denen machen solle, „die auch nötig sind und nicht die Anlagen zum Erzieher mit in die Wiege gelegt bekamen" (Kühnel 1920, S. 20). Dann ist er einer an methodischen Exaktheitsansprüchen orientierten Erziehungswissenschaft aus dem Blick geraten, weil diese die von Spranger dem „geborenen Erzieher" zugeordneten Merkmale wie „auswehender erzieherischer Geist" oder „Atmosphäre mit eigentümlichen Schwingrichtungen" nicht recht messen und erfassen konnte (vgl. Spranger 1958, S. 321), und schließlich weist eine bis heute milieutheoretisch und kulturrelativistisch ausgerichtete Pädagogik den Gedanken über die Existenz naturwüchsiger Ausstattungen zurück. Man setzt auf Reflexivität und Verstand, also darauf, dass Kompetenzen für das Lehrerhandeln erlernt und Emotionalitäten durch „Nachdenken" in die richtige Richtung gelenkt werden können (vgl. Kieper 2001, S. 73-74). Wohl schon aus professionstaktischen Gründen besitzt ein von Machbarkeits- und Optimierungsvorstellungen fasziniertes Erziehungssystem kein gesteigertes Interesse an allen Formen von Determinationshypothesen, einschließlich der Vorstellung begrenzter Ressourcenlagen im Hinblick auf Menschen mit besonderer Eignung.

Die Charakterisierung der besonderen „Erziehernaturen" durch Spranger ist nicht ohne Emphase und die Semantik ist uns fremd geworden: Da ist die

Rede vom „Urtrieb der Seele", von „Liebesnaturen", „Sympathiegeist" und von „innerem Glühen". Die Beschreibung verfährt ausdrücklich idealtypisch, räumt also ein, dass in der gelebten Wirklichkeit nur mit Annäherungen an das Idealmodell zu rechnen ist. Es geht aber eben nicht um übliche pädagogische Visionen und Utopien, sondern um reale Gestalten, die sich im Leben finden lassen. Spranger nennt Sokrates und immer wieder Pestalozzi, in dem er die Inkarnation der „reinen Liebesnatur" schlechthin erblickt (vgl. Spranger 1914, S. 208). Der soziale Mensch und mit ihm die „Erziehernatur" ist von einer „Hingabe zu fremdem Leben" beherrscht, die auch als ein „Trieb" zum „Sich-im-anderen-fühlen" bezeichnet wird. Die Folge ist eine fast indirekte Stellung zum Leben: man lebt nicht unmittelbar durch sich selbst, sondern durch andere und deshalb wird die soziale Geistesrichtung in ihrer höchsten Entfaltung als „mitmenschliche Liebe" charakterisiert, die als das leitende Grundgefühl nichts Berechnendes hat, sich nicht auf „Caritas" beschränkt, „sondern vom Kern der Seele zu der gleichen Tiefe im anderen geht" (Spranger 1914, S. 195).

Die Gruppe der Erziehernaturen besitzt einen so gearteten Kern, der mehr ist als bloße Neigung und der es den damit Ausgestatteten ermöglicht, eine spezifische Sicht auf die erzieherischen Dinge zu entwickeln und beizubehalten: eine Sichtweise, die anderen versperrt bleibt und nicht erworben werden kann. Spranger fügt hinzu, dass eine solche Kernanlage beim sich zum Beruf des Erziehers Berufenen natürlich der zusätzlichen didaktischen, methodischen und fachlichen Ausbildung bedarf, die aber, und Kerschensteiner stimmt hier zu, nichts nutzt, wenn diese seelische Grundstruktur nicht vorhanden ist (vgl. Kerschensteiner 1927).

Sprangers Ausdrucksweise lässt nicht nur religiöse Konnotationen erkennen: Sie erklärt sich zum Teil auch aus der Verpflichtung für die praktische Pädagogik. Es geht um Wissenschaft, aber auch um praktische Wirksamkeit im Sinne einer ‚ermutigenden Pädagogik'. Der Überschwang in der Botschaft zielt auch auf eine Stärkung des Berufsethos im Sinne einer besonderen Betonung der verantwortlichen Tätigkeit des Erziehers und Lehrers (vgl. Flitner 1993, S. 93-108).

Spranger analysiert die einzelnen Menschentypen nach dem Muster von Stärken und Schwächen. Die Verflechtung mit den Lebensgebieten wie Kunst, Wirtschaft, Politik, Wissenschaft oder Erziehung erschließt sich nicht nur aus dem Gesichtspunkt der besonderen Eignung, sondern, und das ist die Rückseite der Medaille, aus der besonderen Nichteignung für bestimmte Lebensformen. Dabei kommt klar zum Ausdruck: Niemand kann alles. Die größte Nähe der Erziehernaturen ordnet Spranger wenig überraschend dem religiösen Typus zu und große Abstände diagnostiziert er zum rationalistischen, analytischen Typus und dem dazugehörigen Wertgebiet der Wissenschaft.

Das religiöse Funktionsprinzip zielt auf Glaube, Liebe und Hoffnung als Grundbedingungen des Lebens und fungiert damit als ein überlebensdienliches Prinzip. Den sozialen Typus zeichnet also nicht nur ein Blick für tiefer liegende Werte im anderen aus, sondern er steht auch ständig in der Gefahr vor Liebe blind zu werden und so mit den Werten der Objektivität und Gerechtigkeit in Konflikt zu geraten. Seine ausgeprägten Hoffnungs- und Glaubenspotenziale verleihen ihm ein Übermaß an Idealismus und Optimismus und lassen ihn vom Menschen stets besser denken als dieser realistisch gesehen womöglich ist. So ergibt sich eine Neigung zu Zerrbildern und damit ein gestörtes Verhältnis zum wissenschaftlichen Objektivitätsideal. Nüchternes Beobachten und kühles Analysieren steht quer zu seinen Empfindungen und Unangenehmes und Störendes wird gerne übersehen, was die Konzentration auf sachliche Erkenntnis und auf die Anwendung allgemeiner Regeln erschwert.

Die Beobachtung, dass besonders ausgebildeten Stärken auf der anderen Seite deutliche Schwächen gegenüberstehen, findet sich schon in Goethes Schriften und Darwin erhebt sie zu einem allgemeinen biologischen Prinzip: Was die Natur auf der einen Seite ausgibt, muss sie auf der anderen Seite einsparen (vgl. Jones 1999, S. 178).

Die moderne Molekularbiologie versucht gerade den Ursachen für dieses Phänomen auf die Spur zu kommen und spekuliert über einen genetischen Hintergrund. Auffällig war, dass durch eine einzige Mutation oft mehrere Merkmale eines Organismus gleichzeitig verändert wurden und dass bei Zuchtversuchen an Tieren und Pflanzen die Herausbildung nützlicher Eigenschaften häufig dazu führte, dass sie auf einem anderen Gebiet versagten. Man geht davon aus, dass verschiedene Merkmale durch dieselben Gengruppen gesteuert werden. Gibt es genetische Störungen, so verändern sich all diese Merkmale. Entwickelt sich ein Merkmalsteil stärker, so nimmt er benachbarten Teilen Nährstoffe und minimiert deren Ausprägung. So findet man bei Tieren mit aufwendiger Körperbedeckung, wie etwa beim Gürteltier oder bei der Schildkröte, gleichzeitig immer eine geringe Zahnausbildung.

Weil die Rolle der Gene im Hinblick auf die Steuerung psychologischer Merkmale beim Menschen noch weitgehend unbestimmt ist, kann zur Zeit noch nicht eindeutig gesagt werden, wie stark Gene den menschlichen Phänotypus gestalten (vgl. Mayr 1998, S. 317). Es ist nur bemerkenswert, dass die Typenlehre das Ausgabe-Einnahme-Muster der Natur nachzeichnet: Die Natur konstruiert nicht nach Optimalitätsvorstellungen, weil sie ihre Investitionen offenbar genau berechnen muss.

3. Zum Erkenntnisstand der biowissenschaftlichen Forschung

Typologien und Temperamentslehren, die für die Ausprägung individueller Eigenschaften natürliche Anlagen verantwortlich machen, unterlaufen zwangsläufig die Idee über einen ‚freien Willen‘, die Bestandteil des idealistischen Aufklärungskonzepts ist und die nach der harten Anlage-Umwelt-Kontroverse zu Beginn des 20. Jahrhunderts ihre wissenschaftliche Bestätigung zu erhalten schien. Typologien rücken die Annahme von Willensfreiheit ein Stück weit in den Bereich der Illusion, weil sie davon ausgehen, dass wir Entscheidungen aus Gründen treffen, die uns oft kaum ersichtlich sind und die wir nur selten in ihrer Gänze verstehen.

Mit der wissenschaftlichen Härtung der philosophischen Idee über eine weitgehende biologische Entmächtigung und einer sich daraus ergebenden freien Selbstgestaltung des Menschen verloren alle Typologien an wissenschaftlicher Bedeutung und mit ihnen natürlich auch die Figur eines „geborenen Erziehers“, der, ausgestattet mit einem tiefsitzenden „leitenden Gefühl“, pädagogische Bezüge sicher gestaltet und der Erziehung nach Art der Kunst praktiziert.

Damit ist die Sache aber nicht ausgestanden: Unter dem Druck der großen Erkenntnisfortschritte der Biologie in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, die deshalb immer häufiger auch als neue „Leitwissenschaft“ bezeichnet wird (vgl. Mayr 1998; Sitte 1999), sind die theoretischen Stützen der environmentalistisch orientierten Sozialwissenschaften korrodiert.

Wie schon am Ausgang des 19. Jahrhunderts rückt der naturwissenschaftliche Erklärungsanspruch dem menschlichen Selbstbild drohend nahe und drängt die Sozialwissenschaften in eine Defensivposition, ohne dass bisher klar ist, ob deren Erklärungspotenzial noch für eine Verteidigung ausreicht oder nur durch Monopolansprüche und Bereichsbegrenzungen geschützt werden kann.

Vereint haben die evolutionsbiologisch orientierte Verhaltensforschung, die sich auf die Grundsätze der Reproduktionsbiologie stützt, die Molekularbiologie und die Populationsgenetik sowie die Neurowissenschaften ein verändertes Gesamtbild vom Menschen konturiert, das sich in Richtung einer reduktionistischen Anthropologie bewegt und zeigt, dass die Tabula der menschlichen Natur nie rasa war.

Der Behaviorismus Watsons und Skinners, der den Menschen fast ausschließlich als das Produkt äußerer Reizeinflüsse interpretierte, wurde durch den Nachweis angeborener Signalauslöser, von Erbkoordination und endogenen Instinktbewegungen in seiner Aussagekraft erheblich reduziert. Der in der Pädagogik besonders stark beachtete Kulturrelativismus der amerikanischen Schule von Boas und Mead wurde durch den ethologischen Nachweis

universaler Verhaltensmuster, den molekularbiologischen Nachweis über die hohe genetische Verwandtschaft aller Menschen sowie durch die konkrete ethnologische Überprüfung der Samoa-Forschungen Meads durch Derek Freemann schwer erschüttert. Freeman wies nach, dass die Südseeinsulaner durch die gleichen Probleme beschwert werden wie andere Völker auch und dass die Beweisführung Meads sich auf eine mangelnde Datenerhebung, einen extrem kurzen Beobachtungszeitraum und auf ein Wunschdenken stützte, weil sie viele Lügengeschichten der befragten Samoaner nicht als solche erkannte.

Schließlich wurde auch das Persönlichkeitsmodell Freuds, das auf einer hohen Bedeutungseinschätzung frühkindlicher, elterlicher Konflikte basiert, durch den ethologischen Nachweis über natürliche Inzestvermeidung schon bei Tieren, fundamental infrage gestellt. Bei allen Primaten wurde der Effekt der sexuellen Verweigerung zwischen verwandten Tieren entdeckt und so wird auch das Abwanderungsverhalten von geschlechtsreifen Jungtieren aus den sozialen Familienverbänden einer natürlichen Instinktausstattung zugeschrieben. Die biologische Westermarck-Hypothese geht davon aus, dass auch der Mensch Inzest aufgrund ererbter genetischer Regeln und nicht wegen schärfster kultureller Verbote vermeidet.

Die Gesamtheit der Funktionsweisen des menschlichen Gehirns ist zwar noch nicht skizzierbar – die Neurobiologie und die Erkenntnispsychologie haben erst einen Bruchteil des gesamten Schaltplanes entschlüsselt – doch die wesentlichen anatomischen Merkmale und Funktionswege sind bekannt. Die Hypothesen der biologischen Verhaltensforschung beruhen bislang noch hauptsächlich auf praktischer Beobachtung und sich daraus ergebenden statistischen Korrelationen, aber die Forschungen der Verhaltensgenetik bewegen sich rasch auf diese Hypothesen zu. Und so stellt die moderne Biologie ein Menschenbild in den Raum, das den promethisch-aufklärerischen Visionen erheblich widerspricht. Die Vorstellung von einem instinktmäßig entmächtigten ‚Geistwesen', so wie sie noch vom durch den Vitalismus beeinflussten Biologen Portmann in den 50er-Jahren gestützt wurde, wird korrigiert in Richtung eines Bildes von großer biologischer Determiniertheit auch des Menschen. Und es wird nicht ausgeschlossen, dass die weiteren Forschungen zu Erkenntnissen über Naturgesetzlichkeiten führen, die Freiheitsvisionen zur Illusion degradieren (vgl. Wilson 1998, S. 48).

Auch wenn man von der Existenz genetisch verankerter universaler menschlicher Verhaltensmerkmale ausgeht, ist damit die Frage nach Beweisen für unterschiedliche individuelle Naturanlagen noch nicht beantwortet. Nur wenn von Individuum zu Individuum variierende Genausstattungen und deren Einfluss nicht nur auf körperliche, sondern auch auf Persönlichkeits- und Verhaltensmerkmale nachzuweisen sind und sich diese Mannigfaltigkeit von

Differenzen noch einmal in Gruppen mit Merkmalsähnlichkeiten bündeln lässt, kommt man einer naturwissenschaftlichen Bestätigung von Typologien näher.

Die Molekularbiologie hat ein großes Beharrungsvermögen der DNA-Strukturen durch die ganze Evolution nachgewiesen und damit Darwins Vorstellung von der Entstehung der Arten eindrucksvoll bestätigt. Hinter der riesigen Artenvielfalt und der großen Verschiedenheit von Formen und Verhaltensweisen verbirgt sich eine erstaunliche Ähnlichkeit des genetischen Materials. Alle Arten, von den einfachen bis zu den hochkomplexen, sind einander viel näher als ursprünglich vermutet (vgl. Jacob 1998). Folgerichtig zeigt sich auch beim Menschen, trotz der unübersehbaren physischen Merkmalsunterschiede, eine ganz enge genetische Verwandtschaft. Und doch findet sich im Rahmen genetischer Einförmigkeit *genetische Mannigfaltigkeit*. Dabei sind die Unterschiede zwischen Einzelpersonen größer als die Unterschiede zwischen Gruppen (vgl. Mayr 1998, S. 317). Man schätzt, dass ungefähr neunzig Prozent aller Gene bei allen Menschen gleich sind. So etwas wie ‚das Genom des Menschen‘ gibt es also nicht. Das Genomprojekt bezieht sich auf die durchschnittliche Sequenz von rund 200 Menschen. Genetische Mutationen beim Menschen finden statt, spielen aber nur eine untergeordnete Rolle, weil sie in der Regel wieder verschwinden. Genetische Vielfalt erzeugt sich durch Sexualkombinatorik und verläuft nicht oder, berücksichtigt man den Aspekt Partnerwahl, nur eingeschränkt zielgerichtet. Jedes Individuum ist also eine Kombination aus verschiedenen morphologischen, physiologischen und psychologischen Merkmalen und aus den genetischen Faktoren, die zur Ausprägung dieser Merkmale beitragen.

Unbestritten ist, dass alle unveränderlichen Körpermerkmale wie die Form der Nase oder die Pigmentierung des Auges sich dem genetischen Erbmaterial verdanken und dass Gene auch an der Ausformung von Persönlichkeitsmerkmalen beteiligt sind (vgl. Weiner 2000, S. 156f.). Die Meinungen unter den Genetikern gehen auseinander, wenn es um die Frage der Plastizität des menschlichen Phänotypus geht. Wie weit oder wie eng die Gene Spielräume gestalten, kann nicht eindeutig gesagt werden, weil deren Rolle im Hinblick auf die Steuerung psychologischer Merkmale noch unbestimmt ist.

In der Auseinandersetzung zwischen den Holisten und den Reduktionisten verweisen die Holisten auf die Tatsache einer im Vergleich zu anderen Lebewesen schwachen Genausstattung des Menschen; so sind die Genome von Mensch und Schimpanse nahezu identisch, weshalb sich die phänotypischen Differenzen aus postgenetischen Einflüssen ergeben müssen. Behauptet wird, dass sich die Ausbildung differenzierter Merkmale einer komplexen Wechselwirkung von Genen untereinander sowie zwischen diesen und wechselnden Umweltbedingungen verdankt. Aus der Annahme polygener Wir-

kungen und eines Umwelteinflusses auf die Genexpression wird auf größere Entscheidungsspielräume geschlossen und die Vorstellung einer unmittelbaren Entsprechung von Gen, Struktur und Funktion als fehlerhaft zurückgewiesen (vgl. Weiner 2000, S. 335f.; Melderis 2001, S. 100ff.).

Die Reduktionisten oder Deterministen behaupten dagegen, dass das gesamte Verhaltensrepertoire auf einer materiellen Körperlichkeit beruht und als Endpunkt eines biologischen Vorgangs verstanden werden muss, dessen Basis die Gene in den Zellen bilden. Sie prognostizieren, dass psychologische Merkmale ebenso kartiert und präzise verzeichnet werden können wie jeder andere Aspekt des Erbmaterials. Feinunterschiede zwischen Individuen können dann nicht mehr nur von außen wahrgenommen werden, sondern sind als ein Mechanismus im Inneren erforschbar.

Sie stützen ihre Ansicht auf praktische Erfolge in der eindeutigen Genzuordnung bestimmter Krankheiten wie Mukoviszidose und Chorea Huntington oder auch von Auffälligkeiten wie der Sprachentwicklungsstörung (SLI), die sich eines Defekts eines bestimmten Gens auf Chromosom 7 verdankt (vgl. Ridley 2000, S. 121). Grundlage für die Vermutungen dieser Wissenschaftler aber sind in erster Linie die Forschungsergebnisse der Verhaltensgenetik. Deren Basis ist die Drosophila-Forschung und der Nachweis der Übertragbarkeit von Ergebnissen auf Säugetiere. Seymond Benzer, Pionier der Fliegenforschung, beobachtete feine Verhaltensunterschiede und konnte über Zuchtexperimente die Vererbbarkeit dieser Merkmale nachweisen. Das bedeutete, dass bei hoher Übereinstimmung des genetischen Potenzials doch Unterschiede existieren mussten, die Variationen im Verhalten bewirken. An der Taufliege gelang auch der Nachweis einer genetischen Grundlage des Zeitsinns, der ‚inneren Uhr', die lange als ein Lern- und Prägevorgang interpretiert wurde. Der Entdeckung des sog. ‚Clock-Gens' folgte der Nachweis für eine genetische Grundlage der Gedächtnisleistung. Ein sog. ‚Creb-Gen' produziert Proteine, die die Gedächtnisfunktion steigern und verringern können und weitere Untersuchungen an Mäusen ergaben, dass auch Säugetiere über ein entsprechendes Gen verfügen (vgl. Weiner 2000, S. 287). Forschungen über genetische Grundlagen von ‚Affektivität' und ‚Reaktivität' bei Mäusen ergaben klare Zuordnungsmöglichkeiten dieser Verhaltensweisen zu bestimmten Chromosomen und Gengruppen. Ähnliche Ergebnisse erbrachten Experimente über das Fellpflege- und Trinkverhalten von Labormäusen sowie über das Fressverhalten bestimmter Madenarten. In allen Fällen konnte durch Kreuzung und Testung die Vererbbarkeit auch geringfügigster Verhaltensunterschiede nachgewiesen werden. Bei der Made wie bei der Maus konnten winzige Differenzen im Code eines einzigen Gens für die Unterschiede im Verhalten verantwortlich gemacht werden und dabei handelt es sich um Gene, über die auch jeder Mensch verfügt.

Francois Jacob zieht aus all diesen Entdeckungen der Molekularbiologie den Schluss, dass im Kampf zwischen den Holisten und den Reduktionisten Letztere wohl den Sieg davon tragen werden. Denn vieles deute zur Zeit darauf hin, dass die Annahme einer Entsprechung von Gen, Struktur und Funktion nicht fehlerhaft sei, weshalb die Vorstellung einer weitgehend genetischen Präformierung auch des menschlichen Verhaltens nicht unrealistisch sei (vgl. Jacob 1998, S. 105).

Die von der Molekularbiologie erkannte modulare Struktur der Baupläne von Organismen trifft nach Erkenntnissen der Hirnforschung und der sie stützenden Einsichten der Kognitionswissenschaften auch für den Aufbau des Gehirns zu: Das neuronale System funktioniert im Sinne eigenständiger spezialisierter Kreisläufe, die für einander weitgehend unempfänglich sind (vgl. Piatelli-Palmarini 1997, S. 34f.). Das Gehirn gleicht daher mehr dem Modell eines Schweizer Armeemessers mit einzelnen Modulen, die für bestimmte Funktionen konstruiert sind, als einer zufälligen Komplexität, deren Ordnung und Schaltung allein von unserer Wahrnehmung und unserem Willen abhängt (vgl. Ridley 2000, S. 129).

So wendet sich der Hirnphysiologe Roth gegen den von John Eccles gewählten Vergleich zwischen quantenphysikalischen und neuronalen Prozessen, über den Eccles Unbestimmtheit und Unvorhersagbarkeit von Hirnvorgängen nachweisen will. Roth verweist auf neurobiologische Experimente zur Beziehung von Willensakt und Bereitschaftspotenzial, die zeigen, dass auch die kleinsten Prozesse wie das Öffnen und Schließen eines einzigen Ionenkanals nicht als indeterminiertes Verhalten interpretiert werden können. Transmitterausschüttungen im Hirn werden nicht von freien Willensakten gesteuert. Es hat sich vielmehr gezeigt, dass Entscheidungen vorbewusst getroffen werden, dass Willensakte erst auftreten, nachdem subcorticale Instanzen im Gehirn den Willensentschluss bereits vorbereitet haben. Roths Schlussfolgerung: Die Idee des freien Willens beruht auf einer Täuschung (vgl. Roth 2001, S. 437f.).

Der Versuch einer Gleichstellung zwischen physikalischen Quantenobjekten und Genen wird immer wieder unternommen, um Undeterminiertheit und Willensfreiheit zu belegen, jüngst durch Fischer (vgl. Fischer 2001, S. 404f.), obwohl der Physiker Max Delbrück, Begründer der modernen Molekularbiologie, schon früh darauf hingewiesen hatte, dass die Unbestimmtheit der Quanten biologisch keine Rolle spielt und dass deshalb biologische Prozesse nach dem klassisch mechanischen Modell kausal erforschbar sind.

Das hirninnere Kontrollsystem, das die eigentlichen Entscheidungen trifft, ist das limbische System, das als Erfahrungsspeicher auf das emotionale, deklarative und prozedurale Gedächtnis einen Zugriff hat. Das Potenzial des Erfahrungsspeichers besteht nach Roth aus einer erheblichen vorgeburtlichen

Festlegung: Den genetischen Anteil schätzt er auf rund die Hälfte. Hinzu kommen Merkmale, die durch prägungsartige Vorgänge kurz nach der Geburt und in den ersten drei Lebensjahren bestimmt werden, weshalb bereits in der Jugend und erst recht im Erwachsenenalter Persönlichkeitsmerkmale kaum mehr veränderbar sind (vgl. Roth 2001, S. 452).

Solche Schätzungen sind spekulativ, weil etwa das Ausmaß frühkindlicher Prägung theoretisch umstritten ist (vgl. Bruer 2000), und es kann nicht sicher gesagt werden, ob durch den weiteren Verlauf der molekularbiologischen Forschung eine genaue Bestimmbarkeit der Größenordnung des genetischen Einflusses möglich sein wird oder ob wir immer nur auf Wahrscheinlichkeitsannahmen angewiesen bleiben werden. Viele Molekularbiologen sehen allerdings keine Erkenntnishürden mehr und prognostizieren, dass sich die Genetik immer weiter in das Gebiet der Psychologie schieben und schließlich ganz übernehmen wird. Unter dem Eindruck praktischer Erfahrungen mit einer sich gegenüber weitreichenden Veränderungsabsichten widerspenstig zeigenden Menschennatur räumen auch einige Sozialwissenschaften inzwischen ein, dass der Mensch doch ganz wesentlich als innengesteuert betrachtet werden muss.

Das allerdings hätten sie ganz ohne molekularbiologische Belehrung schon den einschlägigen Zwillings- und Adoptionsstudien entnehmen können, die in ihren Aussagen über einen hohen Grad der Vererbbarkeit von Persönlichkeitsmerkmalen und intellektuellen Fähigkeiten seit rund hundert Jahren sehr stabil sind. Francis Galtons noch aus dem 19. Jahrhundert stammende Prognose, dass dem Faktor Natur ein überaus starkes Gewicht zukommt, ist durch alle den Galtonschen Forschungen über Familienähnlichkeiten nachfolgenden Studien untermauert worden (vgl. Galton 1910). Von den älteren deutschen Studien von Stumpel und Kranz aus den dreißiger Jahren über die amerikanische Untersuchung von Newman/Freeman/Holzinger von 1937, den persönlichkeitspsychologischen Zwillingsstudien Kurt Gottschaldts aus den Dreißiger- und Fünfzigerjahren bis zur am breitesten und am genauesten dokumentierten Bouchard/Minnesota-Studie, die 1979 startete und die noch nicht abgeschlossen ist, ergibt sich eine große Übereinstimmung darin, dass alle „gefühlsinnerlichen psychischen Eigenschaften“ in höchstem Grad angeboren sind, da sie einen „peristostabilen autochthonen Charakter aufweisen“ (Gottschaldt 1960, S. 241). Die Newmann/Freeman/Holzinger-Studie berichtet von dem durch Bouchard bestätigten Phänomen, dass monozygotische Zwillinge aufgrund gleicher Persönlichkeitsanlagen die gleichen selegierenden Tendenzen in Bezug auf die Umwelt entfalten: Obwohl sie getrennt aufgewachsen sind, werden sie vom gleichen Milieu angezogen oder gestalten sich selbst ein ähnliches. Die Bouchard-Studie, in der Persönlichkeitsbewertungen getrennter eineiiger Zwillinge mit denen ge-

trennter zweieiiger Zwillingspaare verglichen und dann mit den Ergebnissen gemeinsam aufgewachsener eineiiger und zweieiiger Zwillinge abgeglichen wurden, kommt zu dem Resultat, dass getrennt aufgewachsene eineiige Zwillinge sich in etwa genauso ähnlich sind wie zusammen aufgewachsene. Es fand sich kein einziges Persönlichkeitsmerkmal, das bei zusammen großgezogenen zweieiigen Zwillingen ähnlicher ausgeprägt gewesen wäre als bei getrennt aufgewachsenen eineiigen Zwillingen. Bouchards Schlussfolgerung: Der Einfluss von Familien- und Elternsphäre auf psychologische Merkmale ist nach Bouchard ausgesprochen schwach. Milieueinflüsse, dazu gehören Elternhaus, Schulen und andere Instanzen von Traditions- und Wertevermittlung, sind im Hinblick auf Persönlichkeitsformung kein bedeutender Faktor (vgl. Bouchard 1993; Bouchard/Mc Gue 1990).

Die Zwillings- und Adoptionsstudien machen Aussagen über Anteile von Erbanlagen und Umwelteinwirkungen auf der Basis statistischer Korrelationen. Ein Beweis für die eigentlichen Ursachen von Erblichkeit kann nur die genetische Analyse erbringen.

4. Fazit

Die aus Sprangers genauer Lebensbeobachtung resultierende Feststellung über einen Kern unveränderlicher Natur beim Menschen verbleibt bei der Phänomenbeschreibung. Es wird nicht genauer nach dem Woher und Warum gefragt, evolutionäres Gedankengut wird nur angedeutet, Darwin bleibt außen vor und so die ursächlichen Gründe weitgehend offen. Aber das ist offenkundig: Seine Diagnose über die Existenz unterschiedlicher Menschentypen mit stark festgelegten und durch äußere Einflüsse kaum veränderbaren Eigenschaftsmerkmalen stimmt mit den Hypothesen der modernen naturwissenschaftlichen Forschung am Menschen überein. Und damit liegt auch die Behauptung über das Vorhandensein von „Erziehernaturen“ mit klar erkennbaren und unveränderlichen Vorlieben und Abneigungen im Bereich des wissenschaftlich Wahrscheinlichen.

Im Gegensatz zum erziehungswissenschaftlichen Nachfolgeparadigma, das fast alles für lern- und konditionierbar hielt, sah Spranger keinen völlig befreiten Geist und daher auch keine unbegrenzten erzieherischen Möglichkeiten. Spranger und die Geisteswissenschaftliche Pädagogik sind mit dem Vorwurf eines realitätsfernen Blicks auf Mensch und Wirklichkeit distanziert und mit einem Bekenntnis zur Vernunft und zum Realismus konfrontiert worden. Spranger hatte präzise beobachtet, wenn auch nicht völlig realistisch erklärt. Die naturwissenschaftliche Erklärung für Typenlehren basiert auf dem Mechanismus der natürlichen Variation: Die durch Sexualkombinatorik

erzielte genetische Mannigfaltigkeit erklärt die vielfältigen Unterschiede zwischen den einzelnen Menschen und zwar körperlich, charakterlich und intellektuell. Weil sich unter vielen Millionen Variationen mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit ähnliche Genkombinationen ergeben, kann man mit ungefähren Übereinstimmungen rechnen, die, nach Persönlichkeitsmerkmalen sortiert, den Charaktertypus ergeben. Gleiches ist auch mit körperlichen und Intelligenzmerkmalen möglich.

Die in der Volkspsychologie sedimentierte Erfahrung hat im Übrigen schon lange den Begriff von ‚seelenverwandten Menschen' geprägt. Gemeint sind damit Menschen, die auf einer gleichen ‚Wellenlänge' liegen, weil sie ähnlich wahrnehmen, empfinden, denken und handeln.

Man findet natürlich auch körperliche und charakterliche Übereinstimmungen zugleich. Schauen wir in die Gesichter anderer Menschen, so kommen uns einige völlig fremd vor, während uns andere so vertraut sind, dass wir uns in ihnen selber wieder erkennen: „Das verborgene Gesicht unseres inneren Wesens blickt uns aus dem leicht verzerrenden Spiegel des Genpools an" (Weiner 2000, S. 333).

Aus Sicht der modernen Natur- und Sozialwissenschaften, die, von allen transzendenten Bezügen befreit, Religion als eine veraltete Erkenntnisform betrachten, mag Spranger ein abwegiges anthropologisches Gebäude errichtet haben. Aber wer den Menschen als einen Widerspruch in sich begreift, kann keine widerspruchsfreie Anthropologie entwickeln. Gleiches gilt für die Theoriegestalt der Pädagogik: Wenn der Baum des Lebens nicht ein Baum der Erkenntnis ist, man aber beidem gerecht werden will, dann kann eine so gefasste Pädagogik nicht den Anspruch auf reine Wissenschaftlichkeit erheben, denn sie soll Diagnose und Therapie zugleich sein. Es ging Spranger um eine ermutigende Pädagogik und nicht um eine möglicherweise enttäuschende Erziehungswissenschaft. So wird eine bewusste Entscheidung für eine auf praktische Lebensbewältigung ausgerichtete ‚pragmatische' Pädagogik getroffen, die als Hoffnungspädagogik in die Vorstellungswelt der christlichen Metaphysik eingebettet wird. Die historische Erfahrung lehrt, dass den Möglichkeiten des Menschen im Hinblick auf Vernunft und Moral enge Grenzen gesetzt sind und dass es nötig ist, über ‚Gewissenserziehung' die ‚guten' Seiten der menschlichen Gefühlswelt zu stärken, um das Schlimmste zu verhindern.

Wenn man das Buch der Offenbarung als einen frühen, groß angelegten Versuch verstehen will, uns die Welt und uns darin zu erklären, dann kann man aus ihr die gleiche anthropologische Botschaft herauslesen: Das menschliche Leben ist mühselig und beladen, ständig von Sündhaftigkeit bedroht und das Gnadenreich ist nicht von dieser Welt. Gott ist zwar allmächtig, thront aber weit über uns, während der Teufel unter der Erde den Menschen doch außerordentlich nahe ist. Allein die Vorstellung von Friede und ausglei-

chender Gerechtigkeit für Unglück und Mühsal im Jenseits kann dies erträglich machen, wenn man sie als Teil eines großen Ziels begreift (vgl. Wickler 1991, S. 142).

Die evolutionsbiologische Ausdeutung des Lebens steht dem allemal näher als aufklärerische Visionen, denn auch sie sieht kein Paradies auf Erden, sondern einen stetigen Kampf ums Dasein, bei dem es nur in kleinen, ziemlich genau bestimmbaren Bereichen moralisch zugeht und nicht einmal das ist immer sicher.

Spranger wusste, dass sich die Philosophie mit dem Vorrücken der Naturwissenschaften als Wissensgebiet zunehmend verkleinern könnte, dass aber nicht alle Philosophie in Wissenschaft verwandelt werden kann. Vorsichtigerweise schloss er sich deshalb der Auffassung Wilhelm Wundts über die Nichträumlichkeit der Seele an, denn er wusste, man würde intensiv danach suchen und nichts finden. Im so genannten „Hippocampus-Streit“ um 1860 wurden Schimpansen- und Menschenhirn genauestens verglichen und für eine Weile glaubten einige Anatomisten, dem Affenhirn fehle der Hippocampus minor, worauf die Theologen ihn sofort als den Sitz der Seele identifizierten. Man fand ihn dann doch und auch noch den kleinsten Hirnlappen, der auch das Menschenhirn ziert.

Der in Goethes Lebensanschauungen zentrale Begriff der „Schranke“ und der damit verbundene Aufruf, diese zu respektieren, ja zu „ehren“, gilt für die Menschheit wie für jedes Einzelwesen und wird von Spranger auch für den pädagogisch-praktischen Teil immer wieder betont: Gegen reformpädagogische Visionen und prometheische Träume über unbegrenzte Bildsamkeit ist immer wieder auf die engen Spielräume verwiesen worden, in denen Lernen möglich ist, Motivation erzeugt und Begabung erschlossen werden kann. Dort, wo aus der Behauptung außerordentlicher Plastizität und Wandelbarkeit erzieherische Blütenträume sprossen, ist mit dem Hinweis auf „irdische Fesseln“ und die vorwissenschaftliche Erfahrung, dass solche Ansprüche „schon von der Natur immer wieder über den Haufen geworfen wurden“, widersprochen worden (Spranger 1949, S. 184).

Wenn die aus der Zwillings- und Adoptionsforschung gewonnene Beobachtung richtig ist, dass sich Personen eher die Umwelten suchen, die zu ihnen passen, als dass sie sich den Umwelten anpassen, dann hat eine immer wieder krisenhafte und misslingende Lehrerbildung mit Profilen zu rechnen, die sich gegenüber weitreichenden Ansprüchen auf eine gleichzeitige Ausbildbarkeit von emotionalem Engagement und distanzierter Rationalität sperren. Optimalitätsvorstellungen bleiben zwar auch hier immer ein Gesichts- und Bewertungspunkt; deren Unerfüllbarkeit aber ist Bestandteil der durch naturwissenschaftliche Daten gestützten Behauptung Sprangers über naturhaft vorbestimmte Wesensformen.

Die humanbiologischen Disziplinen sehen die Sozial- und Erziehungswissenschaften heute in einer Defensivposition, die von kritischer Zurückhaltung gegenüber den naturwissenschaftlichen Entwicklungen geprägt ist. Der Vorwurf lautet, dass man nicht ignorant an Theoriebeständen festhalten könne, deren Aussagewert angesichts anders lautender Daten längst geschwunden sei. Richtig ist, dass sich Wissenschaften, die vorgeben, realistisch zu sein, auch für Ergebnisse offen halten müssen, die Fragen nach dem Verhältnis von Begabung und Lernen, von Anlage und Umwelt und damit nach den Handlungsspielräumen für Erzieher anders beantworten als lange gedacht und gewünscht.

Die Situation am Ende des 19. Jahrhunderts wiederholt sich in verschärfter Form: Denn wenn sich, wie von vielen Molekularbiologen prognostiziert, die naturwissenschaftlichen Modelle weiter in Richtung einer reduktionistischen Anthropologie bewegen, wenn sich also das Gebiet der Genetik immer weiter in das Terrain von Psychologie und Pädagogik schieben und eine dramatische Rücknahme bislang vertretener Positionen bewirken wird, wie reagiert dann eine Realwissenschaft der Erziehung?

Spätestens dann, wenn Determinationsannahmen das Feld der erzieherischen und kulturellen Möglichkeiten so eingrenzen, dass die Idee des ‚freien Willens', schon von Darwin und Lorenz als Täuschung bezeichnet – verursacht durch unsere Unfähigkeit, unsere eigenen Beweggründe erkennen zu können –, nicht mehr haltbar ist, spätestens dann ist die Sprangersche Option wieder im Spiel. Dieser hatte der „umbarmherzigen Kraft" wertfreier wissenschaftlicher Aufklärung so viel zugetraut, dass er die Notwendigkeit ihrer Zurückdrängung für wahrscheinlich hielt. Wenn die wissenschaftliche Selbstaufklärung nicht mehr auszuhalten ist, weil sie ‚unmenschlich' zu werden droht, dann muss sie wieder durch die Religion und die aus dieser abgeleiteten Idee der Kraft von Liebe und Hoffnung ‚verhüllt' werden.

Die Idee des ‚freien Willens' ist die Grundlage der vollen Verantwortung für die eigene Handlung und damit, ob nun real gegeben oder Erfindung, lebensnotwendig, um soziales Zusammenleben zu sichern. Ohne eine Vorstellung von Schuld und Verantwortung lässt sich keine Gesellschaft organisieren und aus theologischer Sicht gäbe es keine Sünde und die Hölle wäre eine höchst ungerechte Strafe.

Wenn uns die Wissenschaft den freien Willen nicht bestätigt, ist die Sprangersche Lösung unvermeidlich. Denn dann müssen wir ihn uns von einer anderen Instanz bestätigen lassen und die religiöse Offerte ist, dass ein Gott dies tut.

Diese Problemsicht wird von den naturwissenschaftlichen Aufklärern bestätigt: Norbert Bischof sieht Grenzen bei der Ausleuchtung unserer Innerlichkeit mit mechanistisch-deterministischen Hypothesen. Erhebliche Turbu-

lenzen auf der affektiven Ebene werden dafür sorgen, dass die Utopie eines von der Natur zumindest teilweise freigesetzten Willens unüberwindbar bleibt (vgl. Bischof 1985, S. 592). Genau das hatte Spranger angedeutet, dass die Hemmung, alles über sich wissen zu wollen, in der Natur des Menschen selber liegt. Auch Glaube wäre damit, und das hat Spranger, weil er es nicht glauben wollte, nie gesagt, ein festgeschriebener Ausdruck unserer Instinkte.

Auch E.O. Wilson, Begründer der Soziobiologie und Doyen des genetischen Reduktionismus, kommt um diese Einsicht nicht herum: Der Wissenschaft darf nicht die letzte Autorität zugeschrieben werden, weil sonst die „Konversion zu selbstzerstörerischer Ehrfurchtslosigkeit riskiert wird“. Und so ist am Ende auch für den Naturwissenschaftler, wenn ihn sein universaler Wahrheitswille zu einer umfassenden Beurteilung des Lebensproblems zwingt, das Widersprüchliche unvermeidbar: „Würde mit der wissenschaftlichen Postulierung von unveränderlichen Naturgesetzen gleichzeitig der Begriff des Göttlichen eingeschränkt, könnte die Menschheit die Freiheit, über die sie bereits verfügt, wieder verlieren“ (Wilson 1998, S. 48f.).

Literatur

Bischof, N. (1985): Das Rätsel Ödipus. München: Piper.

Bouchard, T.J. (1993): The genetic architecture of human intelligence. In: Vernon, P.A. (Hrsg.): Biological Approaches to the Study of Human Intelligence. Norwood, NJ: Ablex.

Bouchard, T.J./Mc Gue, M. (1990): Genetic and rearing environmental influences an adult personality: an analysis of adopted twins reared apart. In: Journal of Personality vol. 58, S. 263-292.

Brezinka, W. (1999): Moralerziehung in einer pluralistischen Gesellschaft. In: Neumann, D./Schöppe, A./Treml, A.K. (Hrsg.): Die Natur der Moral. Stuttgart: Hirzel, S. 129-140.

Bruer, J.T. (2000): Der Mythos der ersten drei Jahre. Weinheim: Beltz.

Fischer, E.P. (2001): Die andere Bildung. München: Ullstein.

Flitner, E. (1993): Auf der Suche nach ihrer Praxis. In: Oelkers, J./Tenorth, H.E. (Hrsg.): Pädagogisches Wissen. Weinheim: Beltz, S. 93-108.

Gadamer, H.G. (1972): Wahrheit und Methode. Tübingen: Mohr.

Galton, F. (1910): Genie und Vererbung. Leipzig: Klinkhardt.

Gottschaldt, K. (1960): Das Problem der Phänogenetik der Persönlichkeit. In: Ders. (Hrsg.): Handbuch der Psychologie. Band 4. Göttingen: Verlag für Psychologie, S. 222-280.

Gould, S.J. (1983): Der falsch vermessene Mensch. Stuttgart: Birkhäuser.

Jacob, F. (1998): Die Maus, die Fliege und der Mensch. Berlin: Berlin-Verlag.

Jones, S. (1999): Wie der Wal zur Flosse kam. Hamburg: Hoffmann u. C.

Kerschensteiner, G. (1927): Die Seele des Erziehers und das Problem der Lehrerbildung. Leipzig: Teubner.

Kiper, H. (2001): Gibt es den geborenen Lehrer? In: Grundschule 7/8, S. 73-74.

Kohlberg, L. (2000): Die Psychologie der Lebensspanne. Frankfurt: Suhrkamp.

Kolakowski, L. (1981): Kulturelle Reproduktion und Vergessenheit. In: Rössner, H. (Hrsg.): Reproduktion des Menschen. Frankfurt: Lang, S. 278-300.

Kühnel, J. (1920): Gedanken über Lehrerbildung. Eine Gegenschrift. Leipzig: Klinkhardt.
Litt, Th. (1921/1969): Das Wesen des pädagogischen Denkens. In: Nicolin, F. (Hrsg.): Pädagogik als Wissenschaft. Darmstadt: Wissenschaftl. Buchgesellschaft, S. 268-304.
Mayr, E. (1998): Das ist Biologie. Heidelberg: Spektrum.
Metzger, W. (1950/1986): Das Bild des Menschen in der neueren Psychologie. In: Metzger, W.: Gestalt-Psychologie. Hrsg. v. M. Stabus/H. Crabus. Frankfurt: Kramer, S. 29-50.
Lumsden, C./Wilson, E.O (1981): Genes. Mind and Culture. Cambridge/MA: Harvard University Press.
Melderis, H. (2001): Geheimnis der Gene. Hamburg: Europäische Verlagsanstalt.
Neumann, D. (1999): Die religiöse Konstante. In: Zeitschrift für Pädagogik 49, S. 923-939.
Neumann, D. (2002, im Druck): Die biologischen Grundlagen frühkindlicher Entwicklung. In: Krüger, H.H. (Hrsg.): Einführung in die Pädagogik der frühen Kindheit. Leverkusen: Leske & Budrich.
Piatelli-Palmarini, M. (1997): Die Illusion zu wissen. Hamburg: Hoffmann & Campe.
Reble, A. (1980): Geschichte der Pädagogik. Stuttgart: Klett.
Ridley, M. (2000): Alphabet des Lebens. München: Claasen.
Rose, M.R. (2001): Darwins Schatten. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt.
Roth, G. (2001): Fühlen, Denken, Handeln. Frankfurt: Suhrkamp.
Sitte, P. (Hrsg.) (1999): Jahrhundertwissenschaft Biologie. München: Beck.
Sommer, V. (1992): Lob der Lüge. München: Beck.
Sommer, V. (2000): Von Menschen und anderen Tieren. Stuttgart: Hirzel.
Spranger, E. (1914/[8]1950/1966): Lebensformen. Tübingen: Niemeyer.
Spranger, E. (1949): Innere Schulreform. In: Ders. (1970): Ges. Schriften Band 3. Schule und Lehrer. Heidelberg: Quelle & Meyer, S. 177-187.
Spranger, E. (1950): Grenzen der Menschheit. In: Ders. (1969): Ges. Schriften Band 5. Kulturphilosophie und Kulturkritik. Tübingen: Niemeyer, S. 309-319.
Spranger, E. (1958): Der geborene Erzieher. In: Ders. (1969): Ges. Schriften Band 1. Geist der Erziehung. Heidelberg: Quelle & Meyer, S. 280-338.
Spranger, E. (1967): Grundfragen der philosophischen Pädagogik. In: Ders. (1973): Ges. Schriften Band 2. Philosophische Pädagogik. Heidelberg: Quelle & Meyer, S. 208-221.
Weiner, J. (2000): Zeit, Liebe, Erinnerung. Berlin: Siedler.
Wickler, W./Seibt, U. (1991): Das Prinzip Eigennutz. Zur Evolution sozialen Verhaltens. München: Piper.
Wickler, W. (1991): Die Biologie der zehn Gebote. München: Piper.
Wilson, E.O. (1998): Die Einheit des Wissens. Berlin: Siedler.
Wilson, E.O./Lumsden, C. (1981): Genes. Mind and Culture. Cambridge/MA: Harvard Univ. Press.

Abstract: *Eduard Spranger's "Forms of Life" is interpreted against the background of findings of modern biology. The author shows in how far Spranger's diagnosis of different human types hardly to be affected in their characteristics by external influences conforms with research hypotheses of modern bio-sciences.*

Anschrift des Autors:
Prof. Dr. Dieter Neumann, Institut für Schul- und Hochschulforschung, Universität Lüneburg, 21335 Lüneburg.